

Wirtschaft : Die Zukunft der Solidarität (Teil IV) Die Kunst der d

Die Zeit, Hamburg, Germany

Die Zeit, Hamburg, Germany

DIE ZEIT

Die Zukunft der Solidarität (Teil IV) Die Kunst der dosierten Hilfe

Sparen und Selbständigkeit lernen: Dorfentwicklung in Südindien

Helga Kessler

Joly ist noch nicht verheiratet – und das ist ein Problem. Denn Joly ist bereits 26 Jahre alt. Nicht, daß sich für die hübsche Südinderin kein Mann fände. Doch ihre Familie kann das Geld für die Mitgift nicht aufbringen. Deshalb geht Joly seit sechs Jahren arbeiten. An fünf Tagen in der Woche bemalt sie Briefpapier und Postkarten mit Wasserfarben. Für eine ihrer drei Schwestern hat sie mit dem Verdienst die Mitgift bezahlt, ihrem Bruder half sie beim Kauf einer Autorikscha. Jetzt spart Joly für ihre eigene Hochzeit, was Jahre dauern wird.

"Und dann wird an einem einzigen Tag alles verpulvert", schimpft Mathew Moozhiyil; der hochgewachsene Mann mit dem kleinen Dutt im Nacken ist Jolys Arbeitgeber. Außerdem Lebensberater, Kreditgeber, Kulturbotschafter, Landwirt, Unruhestifter, Rettungsanker und Vorbild – Moozhiyil ist Sozialunternehmer. Er und seine Frau Leelamony haben in den vergangenen zehn Jahren ein kleines indisches Dorf namens Sreekandamangalam in einen Workshop verwandelt.

Basic Agricultural and Social Improvement Schemes (Basis) heißt ihr Programm, das von diesem Dorf aus die Region, ja sogar den ganzen südindischen Bundesstaat Kerala verändern soll. Die von den Moozhiyils ins Leben gerufene Stiftung Basis-Projects soll den Anbau von Mischkulturen und damit die Selbstversorgung zurückbringen, soll Arbeitsplätze schaffen, die Frauen stärken und den Bedürftigen helfen – gewiß, das klingt bekannt: Als Hilfe zur Selbsthilfe werden solche Konzepte gerne beschrieben, und häufig gehen sie schief, weil die Hilfe gar nicht gewünscht wird. "Das erste Jahr war schlimm", erinnert sich Leelamony, "wir haben nur geweint." Das Mißtrauen gegen die neuen Ideen war groß, die Menschen im Dorf wollten mit den Unruhestiftern nichts zu tun haben.

"Das Leben ist wie ein Marathonlauf"

Dabei waren die Moozhiyils keine Fremden. Mathew wuchs in Sreekandamangalam auf, Leelamony stammt aus einem Nachbardorf. Doch sie waren lange Zeit im Ausland; zwanzig Jahre lebten die Moozhiyils in Gießen, er studierte Agrarwissenschaften, sie arbeitete als Krankenschwester. 1989 kehrten sie mit ihren beiden Töchtern zurück, um das Gelernte umzusetzen. Was einige Irritation auslöste: Statt wie andere Auslandsinder eine Villa zu bauen, renovierten sie ein altes Haus. Dann holzte der Agrarwissenschaftler auch noch die Kautschukbäume auf seinem Grundstück ab und zerstörte damit eine sichere Einnahmequelle. Kopfschütteln unter den Dorfbewohnern.

Doch nun, im zehnten Jahr, ist das Projekt akzeptiert. Michael Piwi, ein Kommunalpolitiker, bestätigt: "Mehr als 100 der 600 Familien in unserem Dorf verdienen ihren Lebensunterhalt direkt oder indirekt über die Familie Moozhiyil."

"Das Leben ist wie ein Marathonlauf", sagt Moozhiyil. Nichts, so scheint es, kann ihn aus der Ruhe bringen. Auch wenn er innerlich kocht, bleibt er äußerlich ruhig – die Arme vor dem Körper verschränkt, hat er sich die Beschimpfungen der ersten Jahre angehört. "Warum sollte ich mit denen streiten?" fragt er. Die Kritiker im Dorf, durchweg Männer, mußten akzeptieren lernen, daß ihre Frauen, Töchter und Schwestern jeden Tag in die Ziegelsteinhäuschen auf Moozhiyils Grundstück strömten – und daß sie dort der männlichen Kontrolle entzogen waren.

Die Frauen – bis zu 100 am Tag – kamen, weil sie nähen, sticken und malen lernen wollten. Und weil es endlich einen Grund gab, sich tagsüber schön anzuziehen. "Zu Hause war es langweilig", sagt Sindu. "Außerdem muß ich meinen Mann nicht mehr fragen, wenn ich mir etwas kaufen will" – ihr Taschengeld verdient sie jetzt selbst. "In Indien hat die Frau im Hintergrund zu bleiben, ihre Meinung ist nicht gefragt", sagt Leelamony Moozhiyil. Lachend erzählt sie, daß sie mit ihrem selbstbewußten Auftreten auch heute noch die Männer provoziert.

"Wenn ich nach Hause komme, soll der Kaffee auf dem Tisch stehen", beschreibt Shivan die Erwartungen der indischen Männer. Doch als Schneiderlehrer im Dorfprojekt hat Shivan zwangsläufig eine andere Beziehung zu Frauen entwickelt. "Draußen geht es nicht normal zu", sagt er jetzt. Shivans Kollege Ravi ist bereits so weit emanzipiert, daß er sich mit seiner ebenfalls arbeitenden Frau die Hausarbeit teilt.

Doch in Sreekandamangalam sind solche Männer die Ausnahme geblieben. "Die wollen auch nicht, daß die Frauen arbeiten. Und wenn sie es doch tun, müssen sie das Geld zu Hause abliefern", sagt Leelamony. Deshalb bekommen die Stickerinnen, Näherinnen und Malerinnen von ihrem Wochenlohn, der 100 Rupien (rund vier Mark) beträgt, nur 20 als Taschengeld ausgezahlt, 80 werden gespart. Ist eine schöne Summe beisammen, können die Frauen entscheiden, wofür sie es verwenden wollen. Haben sie vor, ihr Haus zu sanieren, eine Toilette oder einen Brunnen zu bauen, gibt es einen Zuschuß aus der Projektkasse. Für Goldschmuck oder Kleidung wird kein Zuschuß gewährt, wohl aber für den Kauf einer Nähmaschine: Viele ehemalige Schülerinnen konnten sich auf diese Weise selbständig machen.

Die Männer sind weniger flexibel. Die meisten von ihnen wollen weder auf den Feldern arbeiten noch als Handwerker. "Die träumen von White-collar-Jobs", spottet Joseph Maydal, einst Pilot der indischen Luftwaffe und jetzt Inhaber einer kleinen Batteriefabrik in Sreekandamangalam. Wie Moozhiyil ist Maydal ein Außenseiter und deshalb sein Freund, der einzige im Dorf. Gleichgesinnte finden Mathew und Leelamony lediglich unter den Salvatorianerinnen, die sich in einem Nachbardorf niedergelassen haben. Stolz führen die Ordensfrauen ihr neues Gebäude vor, in dem sie im Juli gleichfalls eine Nähschule à la *Basis* eröffneten. Moozhiyil hofft, daß in anderen Dörfern weitere Filialen entstehen; sein Sozialunternehmen soll wachsen. In Sreekandamangalam ist der Bedarf allmählich gesättigt. Nur noch 28 Frauen besuchen die Näh- und Malschule.

"Die Leute hier warten auf das Glück, statt etwas dafür zu tun", kritisiert Leelamony Moozhiyil die Mentalität ihrer südindischen Landsleute. Der lange Aufenthalt in Deutschland hat die Lebensphilosophie der Moozhiyils geprägt: Wer arbeiten kann, soll es zumindest versuchen. Wer nicht arbeiten kann, weil er krank ist oder alt, soll die Hilfe bekommen, die er braucht, ohne sich als Bettler fühlen zu müssen. Joseph Maydal ist ganz selbstverständlich die Sozialstation für seine Umgebung, Mathew Moozhiyil ist es für die seine.

Im kleinen, dörflichen Rahmen haben Maydal und die Moozhiyils das Sozialsystem neu erfunden. Für Indien, wo mindestens 300 Millionen Menschen in Armut leben, könnte dies ein Modell sein.

Auch andere Ideen Moozhiyils sind nachahmenswert, zum Beispiel das Kreditmodell. Zuerst mußte er Lehrgeld zahlen – er hatte verliehen und nichts zurückbekommen. Jetzt gibt jeder der 30 Arbeiter pro Woche 100 Rupien von seinem Monatslohn von 2500 Rupien ab. Die wöchentlich erreichte Summe von 3000 Rupien wird jedesmal einem anderen ausgehändigt; das Geld reicht zum Beispiel für den Kauf eines Schrankes oder einer Ziege. Außerdem hat Mathew seinen Arbeitern das Sparen beigebracht: Jeder legt 10 Rupien am Tag zurück, das macht rund 250 im Monat, Zusatzeinnahmen werden ebenfalls aufs Sparkonto verbucht. Auch eine Art deutsch-indischen Kulturaustauschs.

"Am Anfang kamen nur die Unberührbaren"

Andere Lerneffekte stellen sich nur langsam ein. Zumindest entschärft haben sich die Konflikte zwischen den Angehörigen verschiedener Kasten, die im Projekt mitarbeiten. "Am Anfang kamen nur die Unberührbaren", erzählt Moozhiyil. Nach zwei, drei Jahren fragten auch Höherkastige nach Arbeit, aber sie weigerten sich, mit den anderen zusammenzuarbeiten. Moozhiyil ist in diesem Punkt unerbittlich geblieben. Obwohl selbst

Brahmane, also der höchsten Kaste zugehörig, teilte er auf Reisen demonstrativ sein Zimmer mit einem Unterkastigen und einem Unberührbaren. Johnny, ein Unberührbarer, leitet die Kunstschule, und unter den Schülerinnen sind alle Kasten vertreten.

Willkommene, wenn auch meist unbeabsichtigte Unterstützung kommt von den deutschen Touristen, die Moozhiyil nach Sreekandamangalam holt – vier Gruppen zu zehn Personen im Jahr, mehr hält er nicht für sozialverträglich. "Die Touristen gehen mit den Kasten völlig unbefangen um", sagt Moozhiyils Mitarbeiter Mureli. Auch er weigerte sich zunächst, mit Johnny, dem Unberührbaren, zusammenzuarbeiten, weil Mureli einer höheren Kaste angehört. Jetzt meint er, daß man die Menschen nicht nach ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion oder Kaste aussuchen dürfe, sondern nur nach ihrer Begabung. Als er das hört, staunt sogar Mathew.

Die Touristen füllen die Projektkasse zu einem Drittel. Ein weiteres Drittel des Jahresetats von 100 000 Mark wird über den Verkauf von Produkten aus der Näh- und Kunstschule erzielt, der Rest sind Spenden. Ein Förderkreis in Gießen unterstützt seit 1989 größere Vorhaben des Projekts, zum Beispiel den Bau einer Trinkwasserleitung. 180 sozial schwache Familien können sich jetzt an den Zapfstellen mit sauberem Wasser versorgen. Nun wollen die Leute eine zweite Leitung. "Das müssen sie selbst in die Hand nehmen", sagt Moozhiyil, "sie wissen ja jetzt, wie das geht." Er arbeitet unterdessen an neuen Projekten. Im Bau ist eine Klinik für ayurvedische Therapien, die traditionelle indische Medizin. Finanzkräftige Gäste aus Europa sollen sich dort vom Jahr 2000 an heilen lassen. In Planung ist ein Reihenhaus für sozial bedürftige Familien – im Dorf wäre das nicht nur eine bauliche Neuheit.

Die strengen Spielregeln, die die Moozhiyils aufgestellt haben, gelten auch für sie selbst: Mathew und Leelamony arbeiten beide ehrenamtlich für die Stiftung. Die inzwischen fünfköpfige Familie lebt vom Verkauf von Agrarprodukten, hauptsächlich Kokosnüsse. Statt Kautschuk gedeihen auf ihrem Grundstück nun auch Kaffee, Kakao, Betelnuß, Bananen, Pfeffer und Knollenfrüchte – in dem subtropischen Klima wächst beinahe alles prächtig. Weil die Landbesitzer der Region ansonsten fast nur Kautschuk anpflanzen, muß das fruchtbare Kerala mehr als 90 Prozent der Nahrungsmittel aus anderen Bundesstaaten importieren.

Der Landwirt Moozhiyil will auch das ändern. Zu diesem Zweck betreibt er eine Baumschule und verkauft das Saatgut weit unter Preis. Die Nachfrage nach Bananensetzlingen ist inzwischen so groß, daß er sie aus eigenen Kräften nicht mehr decken kann. Und die Milch von den zehn "Basis-Kühen" ist so begehrt, daß die Menschen dafür Schlange stehen, obwohl sie teurer ist. Warum er nicht mehr produziert und die Milch abpackt, ist Moozhiyil gefragt worden. "Zu aufwendig", sagt er. Außerdem reizt ihn die Aufgabe nicht. Er hat gezeigt, daß es geht. Nun sollen andere Milch produzieren, nach seinem Vorbild und mit seiner Hilfe.

Viele haben die Angebote zur Selbsthilfe genutzt. Abachi zum Beispiel, der als Tierpfleger unglücklich war und mit Hilfe eines *Basis*-Kredits einen Teeladen ausstatten konnte. Oder Lizzy, die sich wegen ihres unehelichen Kindes geschämt hat. Lizzy arbeitet im Projekt als Haushaltshilfe. Anfangs kam sie im Dunkeln und auf Schleichwegen zur Arbeit. Heute geht sie erhobenen Hauptes mit ihrem Kind durchs Dorf – von einer Last ist sie zu einer Stütze der Familie geworden.

Doch nicht alle Geschichten gehen gut aus, auch im *Basis*-Dorf können Menschen scheitern. Die Küchenfrau Leelama konnte mit dem Geld, das sie im Projekt gespart hat, ein bescheidenes Häuschen für sich und ihre drei Kinder bauen. Doch ihr Mann versäuft das, was er verdient, und drängt sie zu allem Überfluß auch noch dazu, mit dem Arbeiten aufzuhören.

Bei manchen Geschichten darf man auf das Ende gespannt sein. Joly wird wohl irgendwann das Geld für die Mitgift zusammenhaben, ihre Eltern werden einen Bräutigam finden. Mathew und Leelamony werden allerdings nicht zur Hochzeit gehen – aus Protest gegen die Dummheit, die Familie für einen einzigen Tag in Schulden zu stürzen. Aber vielleicht kommt Joly nach der Hochzeit wieder.

Interview mit Bundesfamilienministerin Christine Bergmann

